

# Nehru über die britische Herrschaft in Indien

Autor(en): **Furrer, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : sozialistische Monatsschrift**

Band (Jahr): **26 (1947)**

Heft 2

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-335680>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## *Nehru über die britische Herrschaft in Indien*

«Was die Inder so ziemlich am schlechtesten ertragen, sind Darstellungen der Geschichte Indiens aus britischer Quelle», bekannte ein Engländer, der selbst mit diesem Land und seinen Völkern vertraut ist. Nehru bemerkt dazu: «Schilderungen indischer Verhältnisse, die von Briten stammen, sind die Geschichte des Eroberers in all ihrer Einseitigkeit».

Uns scheint nach Lektüre seines Buches<sup>1</sup>, die Vorstellungen des West-Europäers von Indien seien bis jetzt tatsächlich zu betont britisch gewesen und bedürften ausgiebiger, starker Korrektur.

Schon die Darstellung der geschichtlichen Entwicklung Indiens, der der Verfasser fast die Hälfte seines Werkes widmet, muß auf den durchschnittlichen Leser wie eine Offenbarung wirken. Jedenfalls bringt sie dem europäischen Selbstgenügen, das sich, wenn es hoch kommt, der griechischen und römischen Antike verpflichtet fühlt, zum Bewußtsein, daß Europa weder ein Monopol auf Kultur besitzt, noch aus seiner Vergangenheit kulturelle Führungsansprüche ableiten sollte. Wer außer dem Fachgelehrten vergegenwärtigt sich, daß in den Stromgebieten des Indus und des Ganges schon vor fünf- bis sechstausend Jahren ein erstaunliches Niveau materiellen und geistigen Lebens bestand, daß schon damals mehrstöckige Häuser, öffentliche Bäder, gute Straßen und Kanalisation zum Bilde einer indischen Stadt gehörten? Wem unter uns Europäern sind die Vedas oder die Upanishaden, mit all ihrer Lebensweisheit, mehr als nur leere Namen? Und doch leben sie heute noch im indischen Volke fort, wie die großen Epen, durch Generationen hindurch mündlich überliefert.

Nehru, der selbst in der indischen Tradition verwurzelt ist und zudem an den hervorragendsten Hochschulen Englands eine europäische Bildung genossen hat, versteht es, in seiner geschichtlichen Schau die Ausstrahlungen der in sich ruhenden, alt-indischen Kultur aufzuzeigen und ihre Auswirkungen zum Beispiel auf den vorderen Orient und schließlich auf das hellenische Zeitalter anzudeuten. Was uns stark beeindruckt, ist die Fähigkeit der indischen Kultur, fremde Einflüsse, wie sie das Eindringen feindlicher Völker oft mit sich brachte, zu assimilieren, so daß das fremde Element indisches Gedankengut zwar bereichern, aber nicht grundlegend

---

<sup>1</sup> Jawaharlal Nehru: Die Entdeckung Indiens (The Discovery of India), 581 Seiten. Verlag: The John Day Company, New York 1946.

verändern konnte. Auch der sozialen Organisation des Agrarlandes Indiens, die auf der Dorfgemeinschaft beruhte, vermochten weder die Jahrhunderte noch fremde Einfälle etwas anzuhaben, — bis die Briten sie zerstörten.

Das Wissen um diese jahrtausendealte, ruhmvolle Geschichte läßt es verständlich erscheinen, daß von den indischen Führern heutzutage die 180 Jahre dauernde, britische Fremdherrschaft — Indiens erste Fremdherrschaft — nicht als unabänderliche Tatsache, sondern nur als unerträgliche Unterbrechung der Tradition empfunden wird.

Es ist vielleicht von Interesse, hier anzudeuten, welche Rolle die Briten in Indien nach ihren eigenen Äußerungen, wie sie hundertfach zu belegen sind, spielten, um ihrer Darstellung die Ansicht Nehrus gegenüberzustellen.

Die Briten hatten in Indien, wie sie glaubten oder noch glauben, eine Kulturmission zu erfüllen. Ihnen war es zu verdanken, wenn dieses Land mit seiner fast chaotischen Vielfalt von sich bekriegenden Völkern, Rassen, Sprachen und Religionen — des Segens der Ordnung und der Zivilisation teilhaftig wurde, — der Zivilisation, soweit sie sich für Farbige eignete. Die britischen Machthaber, vom Vizekönig bis zum kleinen Beamten, fühlten diesen Wilden gegenüber eine Verantwortung, sie trugen «die Bürde des weißen Mannes», wie ihr Dichter Rudyard Kipling sich ausdrückte. Sie bauten den Indern Schulen und Universitäten, Kanäle, Eisenbahnen, sie sorgten für ihre Gesundheit und erzogen sie ganz allgemein zu guten Bürgern, um ihnen dereinst, wenn sie die hohe Kulturstufe des Westens erreicht haben würden, die staatliche Unabhängigkeit zu verleihen. Der Verwirklichung dieser letztern Absicht, so sagten sie, stehe nur die Uneinigkeit der indischen Völkerschaften selbst noch im Wege.

Nehru sieht die Tätigkeit der britischen Beherrscher Indiens in einem andern Licht. Als Inder und als leidenschaftlicher Verteidiger der Wahrheit appelliert er an das Urteil der Weltöffentlichkeit. Es gibt wohl wenige Männer, die mit der gleichen Berechtigung ihre Stimme erheben, hat er doch seiner Überzeugung wegen etwa zehn Jahre seines Lebens in britischen Gefängnissen verbracht. Seine Anklage richtet sich nicht so sehr gegen Personen als gegen den wirtschaftlichen und politischen Imperialismus, gegen die koloniale Ausbeutung, wie sie von den Beherrschern Indiens geübt wird.

Der britischen Auffassung gegenüber, nach welcher England in Indien eine kulturelle Aufgabe zu erfüllen hatte, erinnert Nehru daran, daß bis zum Sieg des Industrie-Kapitalismus in England Indien materiell und kulturell ebenso leistungsfähig war wie der Westen, und aus eigener Kraft die ihm angepaßten, neuen Produktions- und Lebensformen entwickelt

hätte, — wenn eben nicht die Briten, eine zeitweilige Schwäche Indiens ausnützend, sich im Land eingenistet und auf Kosten der Inder breitgemacht hätten. Von harmlosen Handelsstationen der Ostindischen Kompanie ausgehend, vermochten sie im Laufe des 18. Jahrhunderts, mit Hilfe einer ausgedehnten Fünften Kolonne und skrupelloser Bestechung fast das gesamte Gebiet Indiens in Besitz zu nehmen. Sie schnitten die Verbindungen Indiens mit seinen Nachbarn zu Lande ab, so daß das Land nur noch auf dem Seewege zugänglich war. Die Meere wurden von der britischen Flotte beherrscht, durch ihren Schutz ließ die englische Regierung dem privatkapitalistischen Unternehmen der Eroberung Indiens ihre Hilfe.

Welche Formen die wirtschaftliche und kulturelle Mission der Briten dann in Indien annahm, davon nur einige Angaben, die Nehrus Darstellung entnommen sind.

Die Briten zerstörten die indische Dorfgemeinschaft, die wirtschaftliche und soziale Organisationsgrundlage des Landes. An Stelle von Kollektivbesitz an Boden und Produktion, mit Hausindustrie als Ergänzung, die der Dorfgemeinschaft erlaubten, sich selbst zu versorgen, trat — von den Briten aufgezwungen — das Grundbesitzsystem, das den Bauern dem Grundherrn und dem Wucherer auslieferte. Dem andern Partner der Dorfgemeinschaft, dem Handwerker, ging es noch schlimmer. Die Kleinindustrie, insbesondere die Herstellung von Baumwollstoffen, wurde unterdrückt, um den Maschinenprodukten der englischen Textilindustrie genügenden Absatz zu sichern. Die Folge war chronische Arbeitslosigkeit auf dem Dorf; eine Verelendung und ein Massensterben, wie sie in der Welt bis dahin einzig dastanden und selbst in den Berichten englischer Gouverneure festgestellt wurden.

Jener Teil der indischen Bevölkerung, der für seinen Unterhalt ganz auf die Bearbeitung des Bodens angewiesen war, hatte 1850 55 Prozent erreicht. (Er ist seither auf 74 Prozent gestiegen.) Der Arbeitsertrag war infolge veralteter Methoden gering, was zu periodisch wiederkehrender Hungersnot führte. Solche wirtschaftlichen Verhältnisse erklären die ungeheuren Sterblichkeitsziffern Indiens. (Durchschnittslebensdauer des Inders 22 Jahre, des Engländers 60 Jahre, im 20. Jahrhundert!) Nehru macht sich anheischig, anhand von Karten zu zeigen, daß in Gebieten, die am längsten unter britischer Herrschaft stehen, auch das größte Elend zu finden ist. (Durchschnittlicher Jahresverdienst des Inders: 6 Pfund Sterling, des Engländers: 97 Pfund Sterling, im Jahre 1930.)

Was in der Vernachlässigung oder Unterdrückung der Kleinindustrie deutlich wurde, zeigt sich auch in der Haltung der Kolonialregierung der

indischen Schwerindustrie gegenüber, deren Entwicklung bewußt verhindert wurde. Aus den Statistiken der indischen Handelskammer geht hervor, daß selbst während des zweiten Weltkrieges die indische Industrie nicht den geringsten Ausbau erfuhr (man denke an Amerika!), und dies trotz Ueberbeanspruchung der englischen Industrieanlagen, trotz amerikanischen Forderungen auf erhöhte indische Produktion (mit amerikanischer Hilfe). Es war offensichtlich, daß das englische Industriekapital in Indien nur das Agrarland, das Absatzgebiet sehen wollte und für die Nachkriegsjahre keine indische Konkurrenz brauchen konnte. Auch die chemische Industrie, deren Ausbau allein schon für die indische Landwirtschaft bitter nötig wäre, erlag dem Regierungsveto. Aller indische Bedarf, selbst Impfstoffe, sollte beim englischen Chemietrust (Imperial Chemical Industries) bezogen werden. Ist es ein Zufall, daß der indische Vizekönig, Lord Linlithgow, nach seinem Rücktritt (1943) zum Verwaltungsrat der erwähnten Chemietrusts ernannt wurde? Wirtschaftlich gesehen, ist Indien seit der gänzlichen Beherrschung durch die Briten (etwa 1800) ohne Zweifel ein Gebiet, das ausschließlich den Interessen des britischen Industrie-Kapitalismus zu dienen hat. Vom politisch-sozialen Standpunkt aus muß es als Polizeistaat bezeichnet werden. Die ganze Macht lag bis in die jüngste Zeit bei den Briten. Das Wahlrecht war so sehr eingeschränkt, daß nur etwa 12 Prozent der Einwohner indische Vertreter in Provinzparlamente abordnen konnten, deren Beschlüsse dem Veto des englischen Provinzgouverneurs unterstanden und von geringer Bedeutung waren. Die persönliche Freiheit des indischen Untertanen war bestenfalls sehr prekär, in Krisenzeiten (1942 bis 1944 z. B.) ganz ausgeschaltet, d. h. er war ganz der Willkür der Beamten und der Polizei ausgeliefert. Um die 400 Millionen Inder dem Regime botmäßig zu erhalten und zugleich mit einem Minimum an Verwaltungs- und Polizeipersonal auszukommen (ein Weißer auf ungefähr 10 000 Inder), hatte die Kolonialmacht im Laufe der Zeit ein ausgeklügeltes System der Atomisierung, der bis ins kleinste gehenden Aufteilung des indischen Volkes entwickelt. Einmal wurde die Volksbildung absichtlich vernachlässigt; noch heute, nach 150 Jahren britischer Herrschaft, sind etwa 80 Prozent der Männer und mindestens 90 Prozent der Frauen Analphabeten. Dann wurden Unterschiede der Sprache und Rasse bewußt und gegeneinander ausgespielt, wirtschaftliche und soziale Unterschiede (Kasten!) provozierend ausgebeutet, man schuf ferner ein getrenntes Wahlsystem für Hindus und Mohammedaner, obschon es ethnologisch gar keine Berechtigung hatte. Sogenannte Fürstenstaaten, der Form nach unabhängig, in Wirklichkeit aber vollkommen unter der Botmäßigkeit der Zentralregierung, wurden entweder

von den Briten geduldet oder sogar neu geschaffen. Diese Fürstenstaaten, in denen zum Teil noch direkt mittelalterlicher Feudalismus herrscht, sind in ganz Indien verstreut und wirkten oft als eine Art Fünfte Kolonne zugunsten der Briten.

Was war von den Erklärungen konservativer englischer Regierungen zu halten, die wiederholt die Befreiung Indiens in Aussicht stellten? Wurden je die Voraussetzungen dafür geschaffen? Die Antwort gab Mr. Churchill in seiner Erklärung zur Atlantischen Charta 1941, als er betonte, diese Charta gelte *nicht* für Indien, und bei anderer Gelegenheit, als er sagte, er habe die Führung der englischen Regierung nicht übernommen, um das britische Weltreich zu liquidieren. Diese Feststellungen allein waren in Einklang mit dem Verhalten der Kolonialregierung in Indien. Es war beabsichtigt, Indien auf absehbare Zeit als Kolonialgebiet auszubeuten, wenn auch vielleicht mit einigen harmlosen Konzessionen an das indische Volk.

Der Kampf um die Befreiung Indiens nahm um die Jahrhundertwende entschiedenere Formen an. Es erübrigt sich, ihn hier in all seinen Phasen aufzuzeichnen; wir waren Zeugen mindestens seines schärfsten Aufflammens und werden vielleicht noch seinen glücklichen Ausgang erleben.

Die wichtigste Gruppe der Gegner des britischen Imperialismus bildet die Kongreßpartei oder -bewegung, in der sich hauptsächlich Hindus, aber auch Mohammedaner aus dem Mittelstand — Ärzte, Kaufleute, Juristen, Beamte — auf demokratischer Grundlage zusammenschlossen. Ihre praktischen Forderungen waren lange Zeit auf die Selbstverwaltung Indiens innerhalb des britischen Reichsverbandes, den sogenannten Dominion-Status gerichtet. Die Erfüllung dieser Forderung wurde Indien während des ersten Weltkrieges, wenn auch in ziemlich vager Form, in Aussicht gestellt. Eine gewaltige Armee von Indern kämpfte damals unter großen Opfern an allen Fronten auf Seite der Alliierten. Als die Gefahr vorüber war und die Inder ihren Anspruch auf Dominion-Status erneut erhoben, antworteten die Briten mit blutigen Unterdrückungsmaßnahmen (Amritsar, 1920). Mahatma Gandhi, dem geistigen und religiösen Führer Indiens, gelang es, dem Volk neuen Mut und Selbstvertrauen einzuflößen. Der Kampf, den er einleitete, entsprach seiner religiösen Ueberzeugung. Seine Waffe war gewaltloser Widerstand, das Nicht-Zusammenarbeiten mit den britischen Herrschern, seine Aufforderung an das Volk, Haß und Furcht zu überwinden, in mächtigen, friedlichen Demonstrationen seine Forderungen zu vertreten und, wenn nötig, für sie zu leiden. Die beispiellose Erregung, die durch die Massen Indiens ging, die Bereitschaft seiner Anhänger, unter ihnen Mil-



tionen von Frauen und Mädchen, für ihr Ziel zu leiden oder sogar das Leben hinzugeben, erweckten Begeisterung auf der ganzen Welt.

Es waren diese Aktionen Gandhis, sein gewaltiger geistiger Einfluß über alle Kasten hinweg auf Indiens Volk, die der Kongreßbewegung den Boden für ihre politische Arbeit schufen. Diese Aktionen und das erwachende Selbstbewußtsein des Volkes, das nicht mehr durch brutale Unterdrückungsmaßnahmen erstickt werden konnte, brachten die britische Regierung dazu, nach jahrelangen Verhandlungen 1935 gewisse Reformen vorzuschlagen und einige Provinzregierungen mit Indern zu besetzen. Das ganze Reformwerk war jedoch so konstruiert, daß auch die eifrigsten indischen Minister nichts Wesentliches gegen die britische Kolonialverwaltung unternehmen konnten, wohl aber beim eigenen Volk an Vertrauen einbüßen mußten. Der einzige Vorteil für die Inder bestand darin, daß es ihnen vermehrten Einblick in die Verwaltungsmaschinerie gewährte und vielleicht gewisse Fälle britischer Willkür korrigierte. Das Jahr 1939 setzte dem Experiment ein Ende. Damals erklärte der Vizekönig, Lord Linlithgow, den faschistischen Mächten im Namen des indischen Volkes den Krieg, ohne sich auch nur mit einem Wort um die Zustimmung der indischen Führer zu bemühen. Die Folge war der Rücktritt der indischen Provinzregierungen und ein scharfer Protest der Kongreßpartei gegen das eigenmächtige Vorgehen der Briten. Die Inder vertraten den Standpunkt, daß man von einem nahezu faschistisch regierten Indien nicht verlangen könne, am Kampf gegen den Faschismus teilzunehmen, und stellten die Forderung sofortiger Unabhängigkeit, mindestens als Freistaat innerhalb des britischen Reiches als Bedingung für ihren Kriegseinsatz. Die britische Indienregierung fuhr aber dessenungeachtet fort, indische Truppen auszubilden und in den Kampf zu schicken, sie stellte auch die indische Wirtschaft auf Kriegsbetrieb, Munitionsherstellung usw. um. Weitere Verhandlungen, die Sir Stafford Crips für die Londoner Regierung führte (Februar 1942), brachten die Unabhängigkeit nicht. Da ließ die indische Kongreßpartei die Aufforderung an Großbritannien ergehen: «Quit India», Verlaßt Indien, und gab damit den britischen Reaktionären das Signal zur blutigsten Unterdrückung, die Indien je erfahren hatte. Jawaharlal Nehru, der in der Bewegung an erster Stelle stand, und mit ihm Gandhi und 30 000 bis 40 000 einflußreiche Kongreßmitglieder wurden verhaftet und blieben bis 1944 im Gefängnis.

Dabei standen die Japaner vor den Toren Indiens. Was damals in Indien geschah, erfuhr die Welt erst nach dem Kriege. Es gemahnte in seiner Brutalität an faschistische Terrormethoden, es war, als ob die reaktionärsten Imperialisten, ihrer Sache sicher, diese Gelegenheit benützen wollten, um

ein für allemal mit den «niggers» abzurechnen. Übrigens traf Indien noch eine weitere schwere Katastrophe, die Hungersnot in Bengalen 1943, die mehreren Millionen von Indern das Leben kostete und direkt der Nachlässigkeit der Regierung zuzuschreiben war. Nehru nennt sie «eine von Menschen verursachte Katastrophe» — «einen Beweis von Unfähigkeit, der jede demokratische Regierung innerhalb 48 Stunden hinweggefegt hätte und nur dem unverantwortlichen Vizekönig und seinen Kollegen nichts anhaben konnte». Auch die Umstände, unter denen Inder und Weiße «vor den Japanern flüchteten» (wobei die Europäer allein die gute Straße, «die weiße Straße», benützen durften, und die Inder sich, so gut sie es vermochten, über die schlechte Straße retteten), zeigten, daß die europäische Herrenrasse nichts gelernt hatte.

Die Hungersnot hatte immerhin eines bewirkt: Man begann auch in Regierungskreisen einzusehen, daß die vollkommene Planlosigkeit, selbst in Ernährungsfragen, wie sie bisher bestanden hatte, einer energischeren Haltung weichen müsse. Feldmarschall Wavell, der neue Vizekönig (Nehru erwähnt ihn zwar mit keinem Wort), tat für die Hungergebiete, was er konnte; mit welchem Erfolg, ist uns nicht bekannt. Der Ausgang der englischen Wahlen brachte die Indienfrage vielleicht einer Lösung näher. Die Inder aber, soviel ist sicher, werden sich auch von einer Labourregierung nicht mehr mit Zusicherungen abfinden lassen, denn in der Vergangenheit erwiesen sich englische Labourpolitiker in der Indienfrage nicht als fortschrittlicher denn die Konservativen, wie Nehru behauptet.

Theoretisch sollten die indischen Führer bei einer sozialistischen Regierung Großbritanniens Verständnis finden können. Die Kongreß-Kommission hatte sich schon 1938 bis 1942 mit Plänen für die Entwicklung Indiens befaßt. Unter dem Vorsitz Nehrus hatten sich Industrielle, Finanzleute, Wissenschaftler, Gewerkschaftsführer, Bürgerliche und Sozialisten über einen Zehnjahresplan für Indien geeinigt. Das Ziel war eine Hebung der Wohlfahrt des gemeinen Mannes — bessere Ernährung und Behausung, die Abschaffung des Analphabetentums, Ausbau der öffentlichen Dienste. Trotz der Mitwirkung von Industriellen beschloß die Kommission die Staatskontrolle der Schlüsselindustrien, Nationalisierung des Bodens, der Bergwerke, Flüsse, Wälder. Nehru, als Sozialist, hofft auch auf die Sozialisierung des Kredits. Das Bestreben der indischen Führer geht dahin, möglichst mit eigenen Kräften auszukommen, um nicht einem neuen Imperialismus zum Opfer zu fallen. Auch zu starke Konzentration wirtschaftlicher Macht soll durch die Entwicklung genossenschaftlichen Aufbaus vermieden werden. Die Ähnlichkeit seiner Planideen mit den Postulaten der «Neuen Schweiz» ist unver-



kennbar und nicht erstaunlich, sieht sich doch die heutige indische Führungsschicht überall nach Möglichkeiten des Aufbaus um. Tagore, der bis in sein hohes Alter für eine Zusammenarbeit mit Großbritannien eingetreten war, bewunderte in seiner letzten Botschaft vom Sterbebett «die Energie, mit der Rußland Krankheit und Analphabetentum zu bekämpfen versucht, wie es nach und nach Unwissenheit und Armut ausgerottet hat». «Die Zivilisation Rußlands», sagte er, «ist frei von Klassenunterschieden. Ich kann nicht umhin, die zwei Regierungssysteme (Rußlands und Indiens) zu vergleichen, das eine auf Zusammenarbeit, das andere auf Ausbeutung gegründet.»

Daß auch Nehru von Rußland tief beeindruckt war, verraten Äußerungen wie: «Ich zweifle nicht, daß die Sowjet-Revolution die menschliche Gesellschaft einen mächtigen Schritt vorwärts gebracht und eine Flamme angezündet hat, die nicht zu ersticken ist.» Er ist auch von der Notwendigkeit einer wirtschaftlichen Revolution Indiens überzeugt, sieht sie allerdings, seiner Kenntnis der indischen Verhältnisse entsprechend, in einem demokratisch geplanten Kollektivismus. In diesem Rahmen werden auch die gemeinwirtschaftlich betriebenen Dorfindustrien, die für das indische Bauernland alte Tradition sind, ihren Platz finden. Während Nehru für den Dogmenstreit zwischen verschiedenen marxistischen Richtungen kein Interesse hat und sich nur dafür einsetzt, daß die Wirtschaft Indiens leistungsfähig, im Dienste des Volkes und dem Volke verantwortlich sei, läßt er sich auch von Schlagworten wie «Monopolismus» nicht abschrecken. Er hält mit Professor Tawney dafür, daß «wir nicht die Wahl haben zwischen Monopol und Konkurrenz, sondern nur zwischen einem Wirtschaftsmonopol, das unverantwortlich und privat ist, und einem Monopol, das verantwortlich und öffentlich ist.» In einem Punkte hat es übrigens Nehru leichter, sozialistische Ideen zu vertreten: die Inder haben nie soviel übrig gehabt für das Profitmotiv wie die Völker des Westens.

Im Moment, da die Indienfrage ihrer Lösung entgegenzureifen schien, zeigen sich heute erneut Schwierigkeiten; ein Teil der 90 Millionen indischer Mohammedaner unter Jinnah fordern unter Drohungen eine Aufteilung Indiens in einen Hindu-Stat und den Mohammedaner-Staat, Pakistan genannt. Sehen wir zunächst, was an wirklichen Gründen für dieses Verlangen besteht. Die Mohammedaner in Indien hatten am längsten am Feudalsystem festgehalten und dementsprechend keine Mittelklasse entwickelt; sie lehnten westlichen Einfluß und westliche Bildung noch ab, als sich die Hindu-Mittelklasse dank westlicher Bildung und westlichen Geschäftsmethoden wirtschaftlich wichtige Positionen gesichert hatte. Dieser Modernisierungsvorsprung von etwa einer Generation erzeugte bei den Mohammedanern gerade-

zu eine Angstpsychose; sie fürchteten, von den dreimal stärkeren Hindu-massen an die Wand gedrückt zu werden und sprachen von einem Kongreß-Imperialismus. Wie weit nun diese Befürchtungen von der Kolonialmacht für ihre Zwecke eingespannt wurden, ist nicht genau festzustellen. Jedenfalls aber lag den Briten daran, den Einigungsprozeß, der sich in Indien entwickelte, zu hintertreiben, und da sie sich auch anderwärts, im Nahen Osten zum Beispiel, auf das feudale Mohammedanertum stützen, lag es ganz in ihrer Linie, mit der Unterstützung der mohammedanischen Indienforderungen auch Jinnah und seine Mohammedaner-Liga für ihre antirussische Politik zu gewinnen.

Vom Standpunkt der indischen Staatsinteressen jedenfalls ist eine Teilung Indiens nicht zu vertreten, ebenso wenig wie vom nationalistischen, denn, sagt Nehru, die bedeutenden modernen Großstaaten, wie die USA und die Sowjetunion, sind multinational. Wie wenig die mittelalterliche These Jinnahs, wonach die zwei Hauptreligionen auch zwei Nationen entsprechen, den modernen Ideen selbst der «unterdrückten» Mohammedaner entspricht, zeigen die neuesten Berichte aus Indien («NZZ» Nr. 2434, Morgenausgabe vom 31. Dezember 1946): «Auch die Mohammedanische Liga steht unter einem gewissen Druck, namentlich von seiten der eigenen Anhänger in gemischten Provinzen mit Hindumehrheiten. Es handelt sich um Millionen von Mohammedanern, die seit Jahrhunderten friedlich neben den Hindumehrheiten existieren konnten und die an der Pakistanforderung für die mohammedanischen Provinzen nicht interessiert sind... Sie treten sehr entschieden für eine Verständigungspolitik und eine Zusammenarbeit in der Konstituierenden Versammlung ein.» Wer sich dagegen sträubt, ist Jinnah, der Hasser alles Demokratischen, der «Geist, der stets verneint». Und — leider, muß man sagen, steht auch die Labourregierung nicht eindeutig hinter Nehru, dem Staatsmann, und Gandhi, dem Propheten, obschon diese beiden Persönlichkeiten die beste Garantie für eine demokratische und vorbildlich tolerante Entwicklung in Indien bieten, obschon Großbritannien keine Männer erhoffen kann, die großmütiger über Vergangenes hinwegkommen und mit einem neuen Großbritannien auf neuer Grundlage zusammenarbeiten würden.